



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Wahlkampf in Österreich. In den österreichischen Tagesblättern wimmelt es von Parteiprogrammen und kritischen Besprechungen dieser Programme. Überall stoßen wir auf Abwandlungen des Spruches des alten Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!“ Ob diese Mahnungen nun mit größerer oder geringerer Zuversicht auf Erfolg vorgetragen werden, zeigen doch sie schon, daß die Einigkeit zu wünschen übrig läßt, und in der That kann die Zersplitterung wohl kaum noch ärger werden. Wir haben uns Mühe gegeben, aus Zeitungen verschiedener Färbung die heute selbständig auftretenden Parteien und Parteichen zusammenzustellen, und eine stattliche Anzahl gefunden, ohne daß wir sicher wären, keine übersehen zu haben. Auf der äußersten Linken stehen die Antisemiten, die sich in drei Linien spalten, die dem Anscheine nach als deutschnationale (Anhänger des bekannten Schönerer), christlich-soziale und antiliberalen Antisemiten zu charakterisiren sind. Dann folgen Demokraten, bei denen aber auch zwei Schattirungen, wenn nicht mehr, hervortreten: kosmopolitische und österreichische. Dann abermals Deutschnationale, auch mit leisem Anfluge von Antisemitismus, insofern sie ihn wenigstens als berechtigt anerkennen. Eine Fraktion konservativer Katholiken mit Betonung des Deutschtums und eine zweite, der Deutschtum für gleichbedeutend mit Liberalismus gilt. Südländer, d. h. Welschtiroler, Dalmatiner u. dgl. Südslawen, Zungtschechen, Alttschechen, Ruthenen, Zungruthenen, Polen, und zwar radikale, kirchliche und gemäßigte. In diesem Gewirre von nationalen, politischen und religiös-politischen Parteien die unterscheidenden Merkmale zu bestimmen, ist sehr schwer, auch wenn man alle Programme studirt, oder vielmehr dann erst recht. Weder zum reinen Föderalismus noch zum reinen Zentralismus bekennt sich, soweit wir es zu verfolgen vermögen, irgend eine Partei. Religionsfreiheit fordern alle, und nicht minder soziale Reformen. Um die Schule wird heftig gekämpft, aber von rechts und links beteuert man, „das Bildungsniveau nicht herabdrücken zu wollen.“ Und je näher zwei Parteien einander sachlich zu stehen scheinen, desto ingrimmiger beschden sie sich. Mit starken Ausdrücken wird nicht gespart, und namentlich in Versammlungen der Wiener Wähler lehrt die Behauptung ziemlich regelmäßig wieder, es sei „eine Schmach“ für die Reichshauptstadt, daß Herr X oder Y überhaupt wagen könne, als Kandidat aufzutreten.

Wie der künftige Reichsrat aussehen wird, davon macht sich auch augenscheinlich noch niemand eine rechte Vorstellung. Nur das eine gewinnt von Tag zu Tage mehr Wahrscheinlichkeit: wenn es wirklich die Absicht der Regierung gewesen ist, die deutsche Opposition zu zerklüften, so wird sie mit dem Erfolge wohl zufrieden sein können. Graf Taaffe hat mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Beseitigung des Finanzministers Dunajewski die ganze Welt überrascht. Beide Maßregeln konnten von den Deutschen willkommen geheißen werden, aber ihre Freude war nicht ungetrübt. Sie triumphirten über das Eingeständnis, daß auf dem bisherigen Wege zu keinem Ziele zu kommen sei, und über den Sturz des Mannes, der sie manchmal mit unverhohlener Geringschätzung behandelt, sie damit gehöhnt hatte, daß nicht nur ohne, sondern auch gegen sie regiert werden könne. Von ihnen konnte der Mann des rücksichtslosen Fiskalismus keinen Dank erwarten, allein daß auch seine polnischen Landsleute ihm vorwerfen, er habe für Galizien nicht genug gethan, mag ihn mit bitteren Empfindungen erfüllt haben, falls es ihn nicht tröstet, daß es größern als er nicht anders ergangen ist. Aber

zu seinem Ersatzmanne wurde nicht der Abgeordnete gewählt, den die deutsche Opposition längst dazu designirt hatte, überhaupt kein Parlamentarier, sondern ein Beamter. Dazu machen die „führenden“ Blätter gar sauerfüße Gesichter. Minister Steinbach soll ein ausgezeichnete, scharfsinniger Jurist und tüchtiger Nationalökonom sein — aber doch immer ein Bureaokrat! Er soll jüdischer Herkunft sein — aber er hat von progressiver Einkommensteuer, sogar von Börsensteuer gesprochen. Er bleibt nur bis zu den Wahlen, sagen die einen; bildet euch nichts ein, wird ihnen geantwortet, es ist überhaupt nicht an ein drittes „verfassungstreues“ Ministerium zu denken, so gern die Regierung es sehen wird, wenn ihr aus dem Schmollwinkel hervorkommen und — mitarbeiten wollt. An Politikern, die dieser Aufforderung von Herzen gern folgen würden, dürfte es auch nicht fehlen, stünde nur nicht die parlamentarische Doktrin im Wege! Ihre Organe lassen wohl durchblicken, daß es ja nur darauf ankomme, im Ministerium Fuß zu fassen, und man dann die unbequemen Elemente daraus leicht verdrängen werde. Und das langatmige Wahlprogramm der „Vereinigten Linken“ ist sichtlich bemüht, den Parteiführern alle Wege offen zu halten. Allein eben deswegen wird es von allen Seiten als unentschieden, nach rechts und links liebäugelnd angefochten, und sollte Graf Taaffe sich durch den Ausfall der Wahlen bestimmt finden, noch einen oder den andern seiner jetzigen Ministerkollegen zu opfern und durch Deutsche zu ersetzen, so würden diese gewiß viele von ihren jetzigen Freunden sofort zu ihren Gegnern machen. Diese Partei hat im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre viele solcher Krisen durchgemacht. Immer fanden jüngere Mitglieder, die Mehrheit werde allmählich zu ministeriell, zu wenig deutsch u. dgl. m., sie sonderten sich ab, und derselbe Prozeß wiederholte sich nach einigen Jahren in der neuen Partei, deren Begründer dann als verlorene Söhne von den Alten wieder aufgenommen wurden und ihrerseits die abtrünnigen Zungen aufs heftigste anfeindeten.

So ist jetzt offenbar der jüngste Sprößling, die „deutschnationale Vereinigung,“ besonders verhaßt. Persönlichkeiten spielen dabei ohne Zweifel, wie überhaupt im parlamentarischen Parteinwesen, auch eine Rolle. Als Hauptverbrechen aber wird dieser Gruppe angerechnet, was unbefangene Beobachter als einen Vorzug betrachten müssen: die offene Erklärung, daß der Parlamentarismus in Oesterreich ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß man die Männer der Regierung nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihrem Thun beurteilen müsse. Natürlich geht das allen liberalen Doktrinären und allen Strebern gegen den Strich. Doch haben wir bisher vergebens nach einer wirklichen Widerlegung jenes Standpunktes geforscht. Phrasen werden den Empörern genug entgegengeschleudert. Aber wie die Verfechter des parlamentarischen Systems es als Träger einer Regierung anstellen würden, ohne offene oder geheime Zwangsmittel eine Mehrheit im Abgeordnetenhaufe zu erlangen und dann die Arbeitseinstellung der Tschechen zu verhüten, das bleibt „geheimer Plan.“

Zunächst scheinen die Dinge von der Haltung der Jungtschechen abzuhängen. Sie sind, wie es heißt, ihres vollständigen Sieges über die Alttschechen sicher. Bleiben sie dann unmaßig und ungeberdig wie bisher, so wird wohl mit Hilfe aller Deutschen gegen sie regiert werden. Doch ist keineswegs undenkbar, daß sie, durch wilde Redensarten und Drohungen glücklich in den Besitz der Mandate gelangt, den Verhältnissen so weit „Rechnung tragen,“ daß die alte föderalistische Mehrheit am Leben bleibt. Man kann ihnen sogar zutrauen, daß sie — mit blutendem Herzen natürlich — das Bündnis mit Deutschland so lange bestehen lassen würden, bis es durch ein russisches ersetzt werden könnte.

Der Postschluß in England wurde von Herrn von Stephan neulich im Reichstage als eine nicht nachahmenswerte Einrichtung bezeichnet. Es ist bekannt, daß dort um sechs Uhr die Postschalter auf kurze Zeit geschlossen werden, und daß für später eingelieferte Briefe doppeltes Porto entrichtet werden muß; jeder Besucher Londons hat sich ohne Zweifel einmal das Schauspiel in St. Martins-le-Grand angesehen, wenn die Tageskorrespondenz der ganzen City zusammenströmt, ganze Säcke mit Briefen in die Schalter entleert werden, mit dem Schlage sechs Uhr die Verschlüsse herunterrasseln und oft noch Briefe treffen, die ein wenig zu spät hineingeworfen worden sind und nun der Nachzahlung verfallen. Wen das trifft, der mag wohl mitunter mißvergnügt in die Tasche greifen, im allgemeinen erscheint es nicht unbillig, daß jemand, dem darum zu thun ist, ein Schreiben noch mit dem Nachtzuge befördert zu wissen, für das Inland einen Penny, für das Festland zweiundeinhalb Pence u. s. w. mehr zahlen muß, wenn er die rechte Zeit versäumt hat, und wir entsinnen uns nicht, Klagen über die Einrichtung vernommen zu haben. Sie ist auch keineswegs nur im Interesse der Post und ihrer Beamten, sondern hat, was Herr von Stephan zu übersehen scheint, zugleich eine soziale Bedeutung. Sie bewirkt, daß die Kontorarbeit vor sechs Uhr zu Ende ist. Die Firmaträger, Prokuristen u. s. w. müssen sich so einrichten, daß sie bis dahin die Briefe gelesen und unterzeichnet haben, das gesamte Personal kann um sieben Uhr in den entferntesten Vorstädten das Dinner einnehmen oder sonst über den Abend verfügen. In vielen deutschen Städten ist das ganz anders, gearbeitet wird in unsern Bankgeschäften u. dgl. nicht weniger und nicht weniger angestrengt, aber wenn der Kontorist sein Tagespensum pünktlich erledigt hat, so muß er wohl noch auf dem Platze ausharren, weil sein Vorgesetzter — nicht nötig hat, auf den Postschluß und die zehn oder zwanzig Pfennige Überporto Rücksicht zu nehmen. Englische Blätter haben schon wiederholt auf diesen und andre Unterschiede in der Stellung des Clercs in England und in Deutschland hingewiesen, während man in unsern „arbeiterfreundlichen“ Kreisen von diesen Arbeitern wenig zu wissen scheint, von denen man eine umfangreiche Vorbildung, mancherlei Sprachkenntnisse fordert, denen man oft große Verantwortlichkeit auflädt, und die in mancher Beziehung vergleichsweise ungünstiger gestellt sind als die Arbeiter mit Anführungszeichen.

Musikalisches aus Leipzig. In das höhere Musikleben Leipzigs, das sich nun schon seit einer längern Reihe von Jahren in einem merklichen Stillstande befindet, in den, wie vorauszusehen war, auch die Erbauung eines neuen Konzerthauses keine Veränderung gebracht hat, ist diesen Winter ganz unerwartet eine erfreuliche Bewegung gekommen. Professor Hermann Kreßschmar, der Dirigent des weit über Leipzig hinaus bekannten Universitätsgesangvereins „Paulus,“ der Verfasser des seinerzeit auch in diesen Blättern nach Gebühr gewürdigten „Führers durch den Konzertsaal,“ hat diesen Winter in der Albertshalle sechs „Akademische Konzerte“ veranstaltet. Der Name darf nicht mißverstanden werden. Mit dem Worte „akademisch“ verbindet sich ja auf dem Gebiete der Kunst heute überall ein tadelnder Sinn. Daran ist hier nicht zu denken. Die „Akademie,“ die bei der Wahl des Wortes vorgeschwebt hat, ist — die Leipziger Universität, die „akademischen Konzerte“ sollen in erster Linie Konzerte für die jungen *Academici* sein, d. h. für die „Herren Studirenden,“ wie man jetzt sagt. Professor Kreßschmar hält an der Universität Vorlesungen über Musikgeschichte, und zu diesen Vorlesungen sollen seine Konzerte die erläuternden Beispiele geben — unzweifelhaft ein sehr glücklicher Ge-

danke. Die Programme der Konzerte sind daher in geschichtlicher Folge entworfen, sie begannen im ersten Konzert mit einigen Meistern aus der vorklassischen Zeit, die die Anfänge der Suite und der Symphonie vergegenwärtigen sollten, und werden im letzten, im sechsten Konzert mit Schumann und Brahms endigen. Freilich läßt sich in sechs Konzerten nicht viel bieten. Professor Krejschmar hat sich denn auch für diesen Winter in der Hauptsache auf Orchestermusik beschränkt. Aber das Unternehmen hat großen Anklang gefunden, der Zutritt zu den Konzerten ist keineswegs der akademischen Jugend vorbehalten geblieben, sondern jedermann kann sie für einen mäßigen Eintrittspreis besuchen, der mächtige Rundbau der Abberthalle war an den meisten Abenden fast ganz, an einem Abend sogar ganz gefüllt, der Dirigent und die Kapelle (die treffliche Regimentsmusik der „Hundertvierunddreißiger,“ verstärkt durch eine Anzahl tüchtiger Dilettanten) haben jeden Abend so begeisterten und herzlichen Beifall geerntet, der namentlich durch die Hände (und Füße!) der dankbaren studirenden Jugend kräftigsten Ausdruck fand, daß gar nicht daran zu zweifeln ist: diese Konzerte sind einem in den weitesten Kreisen der Gebildeten lebhaft gefühlten Bedürfnis entgegengekommen, sie füllen eine längst empfundene Lücke in dem Leipziger Musikleben aus, sie können also nicht auf diesen einen Winter beschränkt bleiben, sie werden und müssen sich halten, sich erweitern, äußerlich in ihrer Zahl, inhaltlich in dem, was sie bieten, sie sind dazu berufen, in dem höhern Musikleben Leipzigs in Zukunft ein wichtiges Glied — der stolze Zeitungschreiber würde sagen: einen wichtigen Faktor — zu bilden. Aber gerade weil dies der Fall ist, wird sehr, sehr viel mit auf die Zusammensetzung der Programme ankommen, es ist zu wünschen, daß dabei keine Mißgriffe geschehen, als ein solcher aber oder mindestens als etwas Überflüssiges ist mir das Programm des fünften Konzertes erschienen.

Professor Krejschmar hatte das Programm dieses Konzertes ausschließlich mit Berlioz, Wagner und Liszt gefüllt. Von Berlioz wurde die Sinfonie fantastique gespielt, jenes unsinnige Tonstück, das die wüsten Träume eines Menschen schildert, der seine Geliebte ermordet hat und dann sich selbst mit Opium zu vergiften gesucht hat (!), von Liszt das langweilige Tonstück, für das er Taffos Namen mißbraucht hat, und von Wagner die Verwandlungsmusik und die Schlussszene aus dem ersten Akte des Parsifal, diese abscheuliche Blasphemie der Abendmahlsfeier mit dem einfältigen Glockenzauber und dem gestohlenen und breitgetretenen Dresdner „Amen.“ Für dieses Programm haben wir dem trefflichen Dirigenten nicht gedankt. Es war ja sehr liebenswürdig von ihm, daß er die drei Nummern an einem Abend abthat, sodaß, wer sie nicht hören mochte, nur ein Konzert zu versäumen brauchte. Aber in einem Cyklus von sechs Konzerten, in denen Beethovens Symphonien durch eine einzige Symphonie, der ganze Mendelssohn durch die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“ vertreten ist, einen vollen Abend an Berlioz, Wagner und Liszt zu verschwenden — ist das nicht ein Mißverhältnis? Wagner gehört überhaupt nicht ins Konzert. Wer ihn hören will, mag ins Theater gehen und dort das „Gesamtkunstwerk“ genießen, wie es der „Meister“ ja selbst oft genug für das einzig Richtige erklärt hat. Die beiden Symphonien von Berlioz und Liszt aber sind Erzeugnisse von so zweifelhaftem musikalischen Wert, oder vielmehr von so unzweifelhaftem musikalischen Unwert, daß es doch die geschichtliche Objektivität etwas zu weit treiben heißt, dergleichen in einem Konzertcyklus vorzuführen, der, wie man doch annehmen darf, vor allen Dingen eine erzieherische, eine pädagogische Aufgabe erfüllen soll — ich muß hier einmal das in Musikschreiberkreisen jetzt bis zum Überdruß gebrauchte Wort anwenden —, nämlich die, jungen

Leuten, die in ihrem Leben überhaupt noch nicht viel gehört haben und infolge dessen noch gar kein Urteil haben, an einer Reihe der besten und schönsten Beispiele die Entwicklung der deutschen Instrumentalmusik zu zeigen, sodann die weitere Aufgabe, reisere Hörer, denen es sonst in Leipzig an Gelegenheit dazu fehlt, durch eine Auswahl des Besten und Schönsten aus dieser Musik zu erfreuen. Was sollen da Berlioz und Liszt? Als abschreckende Beispiele dienen? Daß sie das nicht thaten, zeigte der lärmende Beifall, der bei diesen Werken genau so stark war wie bei Beethovens Eroica. Sollte nicht dem Dirigenten selbst ob dieses Beifalls etwas bange geworden sein? Hinter mir saßen drei junge Leute, vielleicht Studenten, die nach dem vierten Satz der Berliozschen Symphonie, der verrückten Hinrichtungsmusik, entzückt aufsprangen und riefen: „Großartig! ganz großartig!“ nachdem sie schon während des Spieles zur Freude der Anwesenden unaufhörlich ihrer Begeisterung in Zwischenrufen Luft gemacht hatten, wie: „Wundervoll! Großartig! Jetzt kommt die Hinrichtung! Wahrhaftig, man sieht die Volksmassen förmlich herbeiströmen!“ und dergleichen. Hätte man den Armen den Zettel genommen, auf dem die ganze tolle Geschichte haarklein gedruckt stand, diesen verwünschten Symphoniebäcker, auf den die Augen des ganzen Hauses gebannt waren, statt daß man die Ohren aufgemacht hätte, ich möchte wohl wissen, ob sie dann auch alles „wundervoll“ und „großartig“ gefunden hätten. Kann sein. Herr Professor Kreschmar hatte ja auch dieses Werk mit solcher Liebe und Sorgfalt einstudirt und führte es mit solchem Feuer und solcher Begeisterung vor — wie dirigierte er allein den langen Solopaukenwirbel! —, daß junge Leute, die sich den Eindruck dessen, was sie vom Orchester hören, ganz unwillkürlich verstärken lassen durch das, was sie am Dirigenten sehen, schon berauscht werden konnten. Nein, es wäre besser und dankenswerter gewesen, auch dieser Abend wäre noch unsern großen klassischen Meistern zu gute gekommen. Die Ältern, die jene zweifelhaften Werke schon kannten, haben nichts davon gehabt, als eine unnötige Bestätigung dessen, was sie längst wußten: daß es eben nichts damit ist; die Jungen und Unerfahrenen aber sind unnötigerweise irre gemacht worden. Die Leipziger Gewandhauskonzerte sind ohne Zweifel in ihren Programmen mannichfacher Erweiterung fähig und bedürftig; aber daß sie solchem grobnaturalistischen Zeug wie der Berliozschen Symphonie und der aufgeblähten Impotenz der „Symphonischen Dichtungen“ Liszts beharrlich ihre Pforten verschließen, dafür gebührt ihnen doch der Dank aller ehrlichen Kunstfreunde.

Es fällt mir nicht ein, mich hier auf die müßige Streitfrage über die Berechtigung der Programm-musik, der durchgeführten Tonmalerei einzulassen. Nur für ganz un-musikalische Menschen kann dies überhaupt eine Streitfrage sein. Wer eine Ahnung von dem Wesen und den Mitteln der Musik hat, der weiß, daß die Musik weder die Aufgabe noch die Fähigkeit hat, irgend etwas zu „malen“; man könnte ebensogut von einem Maler verlangen, die Empfindungen, die eine Beethovensche Sonate erregt, durch ein Ölgemälde wiederzugeben. Alles, was in dieser Richtung geschaffen oder vielmehr ausgeklügelt worden ist, wird immer nur die Bewunderung musikalischer Kinder und Wilden finden, die freilich, wie die Urteilslosen auf allen Kunst- und Geschmacksgebieten, die große Mehrheit bilden. Der Hinweis auf Haydns Schöpfung oder Beethovens Pastoral-symphonie, mit dem die Bewunderer der Programm-musik immer kommen, ist so verkehrt als möglich. Bei Haydn und Beethoven kann man sich das angebliche Programm oder den angeblich tonmalerisch behandelten Text wegdenken, und es bleibt immer echte, schöne, reiche Musik übrig. Nimmt man aber bei Berlioz und Liszt das Programm hinweg, so

bleibt in dem einen Falle nur scheußliche, in dem andern nur armselige Musik übrig. Das haben wir in dem fünften akademischen Konzert wieder zur Genüge erfahren. Und nun denke man sich dazwischen noch die Langweilerei aus dem Pariffal — o, es war ein harter Abend!

Daß zu den oben berührten „ehrlichen Kunstfreunden“ die gewerbsmäßigen Rezensenten der Tagespresse nicht zu gehören pflegen, ist eine bekannte Thatsache. Sie haben denn auch diesem fünften akademischen Konzert gegenüber wieder einmal das Menschenmögliche an Heuchelei geleistet, und es ist nicht sowohl das Konzert selbst, als die Besprechungen, die es in der Leipziger Tagespresse gefunden hat, die mir die Feder in die Hand gezwungen haben. Die Herren sollen sich nicht einbilden, daß sie, ohne irgend welchen Widerspruch zu finden, fort und fort die urteilslose Masse durch ihre Heuchelei irreführen dürfen. Für die Pariffallangweilerei haben sie natürlich kein andres Wort als „weihervoll,“ das von Baireuth aus das bequeme Schlagwort für jede stundenlange musikalische Einöde geworden ist. Über Berlioz belehrt uns der eine, wenn auch (aha!) „zu dem Plane des Ganzen die Ästhetik bedenklich ihr würdiges Haupt schütteln möge,“ so „frappire (!) doch die Musik außerordentlich in (!) der Treue der Charakteristik und in (!) dem Reichtum ungewohnter Klangfarbenmischungen“; trotz (aha!) „aller ihrer ansehnlichen Voraussetzungen und problematischen Gestaltungsformen (!)“ habe die Musik „auf die vorurteilsfreie Hörerschaft einen sehr tiefen Eindruck gemacht,“ und Berlioz, „der Mann der kühnsten Überraschungen, der tollsten Einfälle und zugleich der kurzweiligsten Episoden, brauche nicht lange um einen Berechtigungsschein auf unserm Programm nachzusehen.“ Ein anderer geht noch dreister zu Werke, er erspart sich die Konzessivsätze und belehrt uns einfach darüber, daß, wenn man „die drei modernen Meister“ Berlioz, Liszt und Wagner „stets in einem Atem auszusprechen pflege,“ dies weniger deshalb geschehe, „weil diese drei Männer durch eine besonders intime geistige Verwandtschaft in dem Verhältnis einer reciproken (!) Kompensation (!) stehen [soll heißen: stünden], sondern vielmehr deswegen, weil sie äußerlich zusammengehören, weil aus ihrem Schaffen der dreißigjährige Kunstkrieg entbrannt ist, in welchem die simplen Bauernhütten schulmeisterhafter Kunstprinzipien und die Strohdächer regelrechter Ästhetik in Rauch und Flammen aufgegangen sind.“ Nur „die schwerfällige Natur des deutschen Publikums, seine Trägheit und seine Scheu vor dem Neuen und seine von den Vätern ererbte Teufelsfurcht“ sei daran schuld gewesen, daß die Berliozsche Symphonie bis jetzt nicht habe aufkommen können.

Nun, diese Symphonie ist 1827 komponirt. Da wird es freilich die höchste Zeit, wenn sie den „Berechtigungsschein“ erhalten und uns in Zukunft öfter beglücken soll! Sollte nicht dem Rezensenten in einem unbewachten Augenblicke der Ehrlichkeit die Erkenntnis aufdämmern, auf wessen Schultern in diesem Falle das ästhetische Strohdach sitzt? —

Im „Kaufmännischen Verein“ in Leipzig hat dieser Tage ein Herr Heckel aus Mannheim oder, wie ihn der Berichterstatter großartig nannte, Heckel-Mannheim einen Vortrag über Baireuth gehalten und den jungen Handlungsgehilfen zur Abwechslung einmal wieder den Verstand aufgeklopft über die hohe „nationale“ und „kulturelle“ Bedeutung des Baireuther Wagnertheaters. Geht das Sommergeschäft der Firma „Wagners Erben in Baireuth“ schon zurück, daß man durch Winterreisende ein bißchen nachhelfen zu müssen glaubt? Auch ein Zeichen der Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig